

Heilige Lehre:
Formen des christlich theologischen Unterrichts
an der mittelalterlichen Universität

*Vortrag am 6. Mai 2015 im Rahmen der Ringvorlesung
„Lehrhaus, Akademie, Kanzel und Lehrstuhl“
veranstaltet vom Institut für Judaistik anlässlich des Jubiläums
650 Jahre Universität Wien im Sommersemester 2015*

Einleitung

Als Rudolf der Stifter 1365 seinen kühnen Plan, eine Universität in Wien zu errichten, in die Tat umsetzte, wurde ihm seitens des Papsttums die damals wichtigste Fakultät, nämlich die theologische, versagt. Christlicher theologischer Unterricht dürfte in Wien zu jener Zeit dennoch schon stattgefunden haben, und zwar in den Konventen der Dominikaner, Franziskaner und Augustinereremiten, in rudimentärer Form vielleicht auch schon an der Bürgerschule von St. Stephan. Die genannten Orden, allesamt Bettelorden, und damit eine "Erfindung" des 13. Jahrhunderts, hatten sich in ihren Statuten dazu verpflichtet, strukturierte Hausstudien zu unterhalten, womit sie den veränderten Verhältnissen der städtischen Seelsorge, aber auch eines gestiegenen spirituell-intellektuellen Bedürfnisses ihrer Zeit Rechnung trugen. V.a. die *Fratres Praedicatores*, die Predigerbrüder, die nach ihrem Stifter Domingo de Guzmán auch Dominikaner genannt wurden, räumten dem Studium einen so hohen Stellenwert ein, wie es in der Geschichte des Mönchtums zuvor noch nie der Fall war. Bereits in den ältesten Statuten des Ordens wurde festgelegt, dass jeder Konvent einen „Studentenmeister“ haben soll, der die studierenden Brüder beaufsichtigen und den Unterricht überwachen muss. Studenten erhielten weitreichende Privilegien im Konvent. Wer studierte war nicht zum Chorgebet verpflichtet, die begabteren erhielten sogar eine Einzelzelle und zusätzliche Kerzen, um auch nach Einbruch der Dunkelheit noch lesen und schreiben zu können. Wenn ein junger Dominikaner zum Studium etwa nach Paris, Bologna oder Köln geschickt wurde, musste ihm seine Provinz mit mindestens drei Büchern ausstatten: eine Bibel, dem Text der Sentenzen des Petrus Lombardus und der *Historia scholastica* des Petrus Comestor, die als Grundlage für die Schriftgelehrsamkeit galt. Der Grund für das Studium bei den Dominikanern war die Ausrichtung des Ordens v.a. auf die Predigt. Dazu bedurfte es jedoch einer theologischen Ausbildung. Das Studium wurde bei den Dominikanern ein fester Bestandteil des Konventlebens. In den bedeutenderen Konventen und Städten wie etwa auch in Wien wurde dieses Hausstudium in aller Regel zu einem regionalen

Studium erweitert, in dem Studenten v.a. der Provinz, aber auch aus entfernteren Gegenden ihre theologischen Kenntnisse erhielten. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass auch die Universität Wien, als sie im Jahr 1384, also 19 Jahre nach der Gründung durch Rudolf den Stifter, doch noch ihre theologische Fakultät erhielt, bewusst auf die bestehenden Ordensstudien zurückgriff, um sie in den neuen Verband einzugliedern und damit einen Fundus von Professoren und Studenten zu garantieren.

Formen des Unterrichts

Wie sah dieser Unterricht aus? Wenn ich hier vom mittelalterlichen Unterricht spreche, meine ich jenen Unterricht, der ab dem 12. Jh. v.a. in den französischen Schulen gepflegt wurde, zu einer Zeit, da sich Wissenserwerb und Wissensvermittlung zunehmend in "Schulen" verlagerte.

Die mittelalterliche Universität kannte zwei Formen des Unterrichts: die Vorlesung (*lectio*) und die Disputation (*disputatio*). Erstere ist die ältere Form, sie bildete die Grundform mittelalterlichen Unterrichtens generell. Wenn man *lectio* mit Vorlesung übersetzt, darf man dies nicht im heutigen Sinn verstehen als einen Vortrag über ein bestimmtes Thema innerhalb eines Faches oder Traktats, das systematisch argumentierend einige thematische Schwerpunkte behandelt. Diese Form des Vortrags, der ein Thema in vielen Facetten abhandelt, erfüllte im christlichen Mittelalter eher die Predigt. Die Vorlesung hingegen war, wie der Name *lectio* wörtlich meint, das gemeinsame, unter der Anleitung des Lehrers stattfindende Lesen eines bestimmten autoritativen Textes. In der Vorlesung wird also das Lehrbuch vorgelesen, dessen Inhalt sich die Studenten anzueignen haben. In der Theologie war der vorzulesende Text die Hl. Schrift (später dann auch die Sentenzen des Petrus Lombardus), so wie in der Philosophie das jeweilige Buch des Aristoteles, in der Medizin Galen und im Kanonischen Recht das Gratianische Dekret.

Die Grundform des theologischen Unterrichts im Mittelalter war also die kommentierende Bibelauslegung, die selbst weitere Kurzerklärungen, zunächst in Form von Glossen, dann als zusammenhängende Kommentare hervorbrachte. Daran änderte sich auch wenig, als die fragmentierte Schullandschaft des 11. und 12. Jhs. am Beginn des 13. Jhs. in die Organisationsform der Universität übergang. Die Entstehung der Universitäten war weniger eine neue intellektuelle Leistung als vielmehr ein organisatorischer Zusammenschluss bestehender Schulen, um Studenten und Professoren in ihren Rechten besser zu schützen, um Ausbildungs- und Prüfungsverfahren zu standardisieren und um Institutionen zu haben, die international anerkannte Grade verleihen konnten (*licentia docendi*). Der Unterricht selbst hingegen, in seinen grundlegenden Formen, Inhalten und Methoden, wurde dabei nur behutsam weiterentwickelt.

Die pädagogisch wichtigste Änderung war in diesem Zusammenhang die Etablierung einer zweiten Unterrichtsform neben der Vorlesung, nämlich die *disputatio*. Dabei wurde vergleichbar einer Seminarsitzung, das strukturierte Argumentieren geübt. Der Professor gab das Thema vor, zu dem die Disputanden Argumente für und wider beizubringen hatten. Dem Professor selbst fiel die "Entscheidung" (*determinatio*) zu, woraufhin ein weiterer Student, die Einwände gegen die These gemäß der Antwort des Magisters widerlegen musste.

Dieses formalisierte Verfahren fragenden Forschens, das natürlich nicht auf eine einfache Antwort ja oder nein abzielte, sondern das ein äußerst effektives Lernen war, da es die Teilnehmer zwang, sich zunächst (und in kürzester Zeit) mit dem Thema möglichst umfassend vertraut zu machen, indem man die wichtigsten Antworten auf die Fragestellung aus der Tradition oder in Kommentaren studierte. Sodann zielte das Verfahren darauf ab, Transferwissen zu generieren und lösungsorientiertes Denken einzuüben. Und schließlich diente die Übung dazu, genau hinzuhören, scharfsinnig die Schwächen und Stärken der gegnerischen Position zu erkennen und möglichst darauf zu reagieren.

Dass man Lernen mit Fragen verbindet, war keine Erfindung des Mittelalters. Schon in spätantiken Bibelkommentaren werden manche inhaltlichen Vertiefungen in Frageform gegossen. Diese wurden dann von den mittelalterlichen Kommentatoren begierig aufgegriffen und ihrerseits zum Anlass genommen, Fragen an den Text und sein Verständnis zu formulieren. Im Laufe des 12. Jhs. verselbständigen sich diese Kurzuntersuchungen und es entstehen Bibelkommentare, die explizit als Fragensammlung zu einem biblischen Buch konzipiert wurden. Zu den bekanntesten zählen die um die Mitte des 12. Jhs. verfassten *Quaestiones de epistolis sancti Pauli* und die *Quaestiones de divina pagina* des Robert von Melun. Auch wenn es sich hierbei um literarische Produkte handelt, kann man hinter der schriftlichen Form immer noch die Schulpraxis erkennen. Die *Quaestio* war nicht nur eine akademische Praxis, sie wurde zu einem verbreiteten literarischen Genre und darüber hinaus zu einer Denkform, die das gesamte scholastische Schrifttum kennzeichnet. Der Modus des Fragens wurde von den großen Theologen des Mittelalters so verinnerlicht, dass die wichtigsten theoretischen Abhandlungen, von Petrus Lombardus bis Thomas von Aquin, allesamt als Aneinanderreihungen von kleinen oder größeren *Quaestiones* abgefasst wurden, selbst wenn sich eine analytisch-argumentierende Prosa nahegelegt hätte. Das bekannteste Beispiel ist die *Summa theologiae* des Thomas von Aquin, die aus über 500 *Quaestiones* besteht, die selbst wieder ca. 3000 in Frageform gehaltene Artikel enthalten. In den beiden Lehrformen Vorlesung und Disputation hat sich die Theologie der allgemeinen Wissenschaftsmethodik der mittelalterlichen Schulen angepasst. Man hat damit akzeptiert, dass die Texte der Hl. Schrift derselben Untersuchungsweise unterzogen wurden wie weltliche Texte, auch wenn man an der göttlichen Autorschaft nicht zweifelte und wenn man der Hl. Schrift einen mehrfachen Schriftsinn zubilligte. Ähnliches kann man über die *Disputatio* sagen. Indem man die Frage als Lehr- und Erklärungsweise auch für theologische Inhalte anwandte, wurde im christlichen Unterricht ein kritisches Moment zugelassen, das den Inhalt der christlichen Überlieferung in erheblichem Ausmaß der philosophischen Begriffsbildung, philosophischer Analogie und v.a. inhaltlicher Kritik aussetzte. Eine Reihe von christlichen Glaubenswahrheiten, wie etwa die Definition der Sakramente, oder die Bestimmung der Eucharistie als Realpräsenz, Opfer und eschatologisches Mahl haben dadurch erst ihre Begrifflichkeit und ihre intellektuelle Struktur erfahren. Das Programm der neuen Theologie im Mittelalter, die sich dem Anspruch der Philosophie stellte (welche häufig auch Anfrage und Anklage war), ist durch das *Dictum* des Anselm von Canterbury auf den Punkt gebracht: *fides quaerens intellectum*. Der Glaube sucht nach Einsicht, und das bedeutete im Mittelalter, er sucht nach Plausibilität, akzeptiert die Logik als Sprachregel und setzt sich einem argumentativen Denken aus.

Das Principium rigans montes des Thomas von Aquin: Eine theologische Pädagogik

Es gibt zwei Möglichkeiten, nach dem Verständnis von Lehre bei mittelalterlichen christlichen Theologen zu suchen. Entweder, man untersucht das Schrifttum, das häufig, aber gewiss nicht immer Ausfluss gehaltenen Unterrichts, zumindest gesprochener Sprache, v.a. Predigt oder Vortrag war – in diesem Fall würde man neben den Grundformen des Unterrichts v.a. die spezifische Didaktik theologischen Unterrichts erkennen. Oder man sucht nach Texten, in denen mittelalterliche Theologen ihre Lehre, ihre Unterrichtspraxis reflektieren – und dann hätten wir eine Pädagogik vor uns. Beide zusammen mögen einen Eindruck des christlichen Theologen des Mittelalters vermitteln.

Was die Didaktik betrifft, so haben wir mit dem Kommentar und der Quaestio bereits die beiden wichtigsten Formen vorgestellt. Dazwischen gab es auch andere, die sich jedoch immer auf die eine oder andere Form zurückführen lassen. Dazu kommt, dass auch der Kommentar häufig Anlass für Quästionen bot und alternierend analytisch-erklärende und reflektiv-hinterfragende Teile aneinanderfügte. Die Untersuchung der literarischen Formen allein genügt also nicht, Zweck und Intention des Lehrers hinreichend zu zeigen. Dies vermögen aber andere Texte, die in der scholastischen Theologie seit dem 13. Jh. fester Bestandteil der theologischen Ausbildung waren, nämlich die sog. *Principia*, Einleitungsvorlesungen am Beginn eines Semesters, einer Vorlesung oder auch eines Kommentars, die als eine literarische und theologische Einleitung zu den jeweiligen Haupttexten gelesen werden können. Eine besondere Feierlichkeit erreichte das *Principium* im Rahmen einer Promotion, bei denen der Kandidat eine Reihe von akademischen Akten zu bestreiten hatte, neben zwei Disputationen auch zwei programmatische Vorträge, in denen er sich zum Inhalt, Zweck und Vorgehen seiner Disziplin äußern sollte, und in denen er ein "Lob der Hl. Schrift" (*recommendatio s. scripturae*) ablegen sollte, also einige weitere Ausführungen zum Charakter, Inhalt und Aufbau der Bibel. Diese Vorträge, die *Principia* im eigentlichen Sinn, können wahre Fundgruben für das Selbstverständnis von Theologie im Mittelalter sein. Ich sage können, denn aufgrund ihrer Häufigkeit blieben sie nicht davon verschont, Stereotypen auszubilden, die höchstens variiert, im schlimmsten Falle einfach kopiert wurden. Es gibt aber auch *Principia*, die man als wahre Perlen bezeichnen darf, in denen das Wissenschafts- und Fachverständnis der Theologie in einer Tiefe und Dichte ausgedrückt ist, dass man berechtigterweise von einem Programm sprechen darf. Die *Principia* des Thomas von Aquin sind solche Perlen, in denen sich nicht nur der Stil eines genialen Autors, sondern das Selbstverständnis einer Epoche verdichten. Ich möchte im Folgenden v.a. das erste *Principium* des Thomas von Aquin vorstellen, das sich weniger mit einer inhaltlichen Bestimmung dessen, was die Theologie ist, oder den theologischen Inhalten aufhält, sondern das das Wesen, die Form und das Vorgehen von Theologie als „heilige Lehre“ präsentiert.

Thomas wählte als Motto seines Vortrags den Psalmvers „Indem Du die Berge von Deinen Höhen her tränkst, wird die Erde von der Frucht Deiner Werke gesättigt“ (Ps. 103, 13, Vulgata: *Rigans montes de superioribus suis, de fructu operum tuorum satiabitur terra*). Dieses Bild, das den bekannten Naturverlauf evoziert, wonach die Berge den Regen vom Himmel in Bäche und Flüsse sammeln, welche dann in der

Folge die tiefer gelegenen Ebenen bewässern, so dass der Boden dort fruchtbar wird und Pflanzen hervorbringt, legt Thomas auf die Theologie hinaus: „In ähnlicher Weise werden aus den Höhen der göttlichen Weisheit die Geistseelen (*mentes*) der Lehrer getränkt die durch die Berge versinnbildlicht werden, durch deren Dienst das Licht der göttlichen Weisheit bis zu den Ohren der Hörenden geleitet wird.“ Aus diesem Bild, das die göttliche Weisheit mit den Lehrern der Theologie und den Hörern bzw. Schülern, also den Gläubigen verbindet, gewinnt Thomas die Struktur seines Vortrags, in dem er vier Aspekte oder Teile dieses Vorgangs definiert:

1. die Lehre selbst. - 2. die Lehrer. - 3. die Zuhörer. - 4. den Kommunikationsvorgang. Damit hat Thomas in knappen Strichen ein Kommunikationsmodell entworfen, als welches er die Theologie versteht: die Vermittlung von göttlicher Weisheit aus den Höhen bis zum kleinsten Gläubigen und zwar durch die Kompetenz von befähigten Lehrern. Dabei bedient er sich bewusst eines Emanationsmodells, wonach die höchste Weisheit sich an die geschaffene, menschliche Natur mitteilt, verbindet dies aber mit einem Axiom der Ps-Dionysischen Hierarchienlehre, wonach ein Mittleres immer durch ein Erstes an das göttliche Licht herangeführt werde. Während das Bild von den Bergen eine katabatische, d.h. absteigende Bewegung des Göttlichen zum Menschen symbolisiert, steht die *lex divinitatis* des Dionysius Areopagita für die umgekehrte, also anabatisch-aufsteigende Bewegung, durch die die Gläubigen zum göttlichen Licht gelangen. Im Tun der Theologie wirken sich für Thomas beide Bewegungen aus. In der Betrachtung des theologischen Unterrichts scheint daher das für Thomas so typisch *exitus-reditus*-Modell, bzw. Kreismodell durch, das seiner theologischen Vision zugrunde liegt, dass nämlich alle Dinge von Gott ihren Ausgang nehmen und zu Gott zurückführen. Doch zurück zum *Principium*!

An erster Stelle thematisiert Thomas die Erhabenheit (*altitudo*) der „heiligen Lehre“. Um die Nuancen zu sehen, müssen wir die Begriffswahl des Aquinaten ernst nehmen. Thomas spricht in diesem Text niemals von *theologia*, obgleich der Begriff zeitgenössisch bekannt war und durchaus schon im heutigen Sinne benutzt wurde, als Summe aller Aktivitäten an der theologischen Fakultät. Thomas bevorzugt dagegen den Begriff der *sacra doctrina*. Das ist bemerkenswert, da dieser in zeitgenössischen Wissenschaftsdiskurs eher seltener verwendet wurde. Wenn Theologen im Umfeld des Hl. Thomas über die Theologie reden, verwenden sie entweder den Begriff *sacra Scriptura*, oder *theologia*, oder *scientia divina*. Die Entscheidung des Aquinaten, die Theologie als *doctrina* zu bezeichnen, muss daher als bewusste Akzentuierung verstanden werden. Dabei ging es ihm nicht im Entferntesten um Doktrin oder gar Indoktrination, zwei Begriffe mit pejorativem Unterton aus dem Kontext der modernen Ideologiekritik. Die Idee der „*doctrina*“ stellt für Thomas v.a. einen vielschichtigen Prozess dar, den man auch als Modell von Kommunikation bezeichnen könnte.

Im Gegensatz zu jeder beliebigen „Lehre“ erfreut sich die *sacra doctrina* einer dreifachen Auszeichnung (*altitudo*): zum einen aufgrund ihres Ursprungs: sie kommt von oben (*de sursum*), also von Gott. Zum anderen ist ihr Gegenstand hoch und erhaben, nämlich Gott selbst. Gott kann aber in verschiedener Weise und unter verschiedener Hinsicht erkannt werden, wobei Thomas eine dreifache Differenzierung aufstellt: einiges an Gottes Erhabenheit kann von allen Menschen erkannt werden, wenn auch in unvollständiger Weise. Thomas denkt hier an den weiten Bereich der „natürlichen

Theologie“, d.h. jenen Diskurs über Gott, der mit den Mitteln der natürlichen Vernunft geführt werden kann. Dazu zählt nach mittelalterlicher Überzeugung die Erkenntnis der Existenz Gottes, die allen Menschen *naturaliter* eingegeben sei. Anderes, und zwar „Höheres“, an Gott, wie etwa seine Ewigkeit und Unendlichkeit, oder seine Einfachheit und Güte (*bonitas*), kann nur von weisen Menschen (*sapientes*) erkannt werden, die dafür über die nötige Geistesschärfe verfügen. Und schließlich gibt es darüber hinaus die höchsten Geheimnisse Gottes, die sich den selbständigen Erkenntnismöglichkeiten des menschlichen Geistes Vernunft entziehen. Aber auch dieser Bereich kann den Menschen kundgegeben werden und zwar durch „heilige Lehrer“, die, wie Thomas formuliert, vom Hl. Geist, also von Gott selbst, unterrichtet werden und diese Lehren in der Hl. Schrift darlegen. „Und diese höchsten Dinge sind der Gegenstand, in denen diese bekanntlich dies „Theologie“ (*sapientia!*) zuhause ist.“ Im letzten Satz ändert Thomas die Begrifflichkeit. Hier spricht er nicht von *sacra doctrina*, auch nicht von *theologia*, sondern das höchste Wissen über Gott, das nur Gott kennt und das er mittels der Offenbarung an die Menschen kundgibt, nennt er Weisheit (*sapientia*). Die „heilige Lehre“ steht, so dürfen wir folgern, im Dienst dieser höchsten Weisheit, die die innersten Geheimnisse Gottes versteht. Oder noch einmal anders gesagt: In der höchsten Form der Lehre, die die Geheimnisse Gottes mit einschließt, wird die Theologie „Weisheit“ genannt. Diese bleibt aber nicht im Wissen Gottes verborgen, sondern auch sie wird mitgeteilt, „vermittelt“, bzw. „tradiert“ (*tradiderunt*), und zwar durch die Hagiographen in der Hl. Schrift. Die göttliche Weisheit bleibt kein Solitär im unzugänglichen Wissen Gottes, sondern sie wird durch die „heiligen Lehrer“, die durch den Hl. Geist unterrichtet wurden (NB: Wortfeld des Lehrens!) und daher ihre Einsichten im Text der Hl. Schrift niederlegen können. Die göttliche Offenbarung, wie sie in der Hl. Schrift vorliegt, ist somit selbst ein erster und wesentlicher Teil des göttlichen Kommunikationsgeschehens. Heilige Lehre beginnt nicht im Hörsaal, sondern umfasst die göttliche Offenbarung, die Thomas in das Modell des Unterrichts integriert. Der Hl. Geist ist der Lehrer der biblischen Schriftsteller, die selbst „heilige Lehrer“ genannt werden. Die Auslegung der Hl. Schrift – das können wir an dieser Stelle schon vorausschicken – der theologische Unterricht durch weitere „Doktoren“ (Lehrer) wird die Verlängerung dieses Lehrvorganges sein, der eben nicht erst im Hörsaal beginnt – ich wiederhole mich –, sondern in der Unterweisung der Propheten und Evangelisten durch den Hl. Geist. Damit liegt aber ein viel weiterer Theologiebegriff zugrunde als nur die Technik scholastischer Schriftauslegung, also ein weithin philologisches Vorgehen. Richtiger verstanden ist die Theologie für Thomas von Aquin die von Gott selbst initiierte Unterweisung seiner tiefsten Geheimnisse, die kein menschlicher Verstand aus sich heraus erschließen könnte.

An zweiter Stelle reflektiert Thomas über die Lehrer der Theologie, die Professoren, und das heißt mit Blick auf den Anlass dieser Rede, über sich selbst; denn mit dem erfolgreich absolvierten Magisterium wird der neue Doktor in die Schar der Magistri aufgenommen und nimmt einen eigenen Platz im Gefüge der „heiligen Lehre“ ein. Erinnern wir uns, dass Thomas bereits zuvor die biblischen Schriftsteller und inspirierten Autoren der Hl. Schrift als *sancti doctores* titulierte hat. Das macht stutzig, denn mit dem Begriff der *sancti doctores* bezeichnete man im Mittelalter die

Kirchenväter, also herausragende Gestalten der Theologiegeschichte des ersten Jahrtausends, meistens Bischöfe, denen man aufgrund ihres Werkes, ihrer Stellung und Schriften einen besonderen Rang und eine besondere Autorität einräumte. Wenn Thomas nun in einem Atemzug die Universitätsprofessoren nach den Kirchenvätern, verbunden durch ihre Qualität als *doctores*, nennt, unterstreicht er ein weiteres Mal, dass er die Theologie als ein umfassendes, ja universales Lehrgeschehen versteht, in welchem die Weisheit Gottes über *doctores*, d.h. über verschieden inspirierte und erleuchtete Instanzen, aber allesamt innerhalb desselben Traditionsgeschehens, sich bis zu den einzelnen Gläubigen erstreckt, zwar über Vermittlungsweisen, die aber gleichwohl die Einheit dieser Bewegung, dieses „*tradere*“ unterstreichen. Welche Anforderungen, welches Lehrerideal, welche *dignitas* setzt diese Position daher voraus? Thomas spielt mit dem eingangs erwähnten Bild, wonach die Lehrer Bergen gleichen, die von oben her getränkt werden. Hiervon lassen sich drei Eigenschaften ableiten: Da die *doctores* – und wenn ich *doctores* sage, darf man sich ruhig Professoren vorstellen –, wie Berge, eine erhöhte Stellung haben, obliegt es ihnen, das Irdische zu verachten und allein nach dem Himmlischen zu streben. Was den erhöhten Rang betrifft, so sieht sich Thomas selbst auf dem erhöhten Katheder sitzen, auf dem er diese Rede vortrug, aber auch an den kirchlichen Rang, der einem mittelalterlichen Professor (diese waren ja fast alle Kleriker) zufiel. Die hervorgehobene Stellung ist somit auch Verpflichtung für den Professor, sich einer vorbildlichen moralischen und geistlichen Lebensführung zu befleißigen.

Ihre erhöhte Stellung wirkt sich weiterhin in geistiger Hinsicht aus. So wie die Berge das Sonnenlicht früher und intensiver trifft, so empfangen auch die Professoren das Licht der göttlichen Weisheit als erste. Der Gelehrte erfreut sich dadurch einer besonderen „Teilhabe an der Ewigkeit“ (*participatio aeternitatis*). Diese Selbsteinschätzung könnte einigermaßen überheblich klingen, wäre sie nicht im Kontext der Darlegung der „heiligen Lehre“ getroffen. Was Thomas hier über die intellektuellen Fähigkeiten des Professors sagt, ist nicht Standesdünkel, sondern geradezu notwendige Folge des göttlichen „Traditionsgeschehens“. Wenn es den Professoren zukommt, heilige Lehre zu vermitteln, dann müssen sie über ein Plus an Wissen, Einsicht und Methode verfügen. Dieses könnte man zunächst als Ergebnis eifrigen Studiums und der natürlichen Intelligenz interpretieren. Ich denke aber, Thomas verstand dies in einem weiterreichenden Sinn: Dem Theologieprofessor steht – hier könnte man eine Analogie zur Offenbarung selbst ziehen – ein besonderes Licht zur Verfügung, eine *gratia gratis data*, um die Geheimnisse Gottes, die dieser in der Offenbarung kundtut, klarer, schneller, „kon-genial“ zu erfassen. Die Offenbarung bedient sich sozusagen des Professors, der ja notwendiger Teil des vermittelnden Kommunikationsgeschehens der „*sacra doctrina*“ ist und stattet ihn mit einer höheren Empfänglichkeit für die göttliche Weisheit aus. Und eine dritte Eigenschaft fordert der Aquinate vom Professor. So wie die Berge befestigt und stark sind, so muss der Lehrer der Theologie auch bereit sein, die Kirche gegen ihre Feinde zu verteidigen, das heißt gegen die Irrtümer, die der Glaubenswahrheit entgegenstehen, anzugehen. Theologie ist nach dem Verständnis des Hl. Thomas nicht nur die analysierende, positive Darlegung der Glaubensinhalte, sondern auch die argumentierende Apologetik, die das Wahre vom Falschen unterscheidet und verteidigt. Alle drei Charaktereigenschaften, die Thomas auf wesentliche Aspekte der *sacra doctrina* hin ausgeführt hat, haben auch einen akademischen Bezug:

Die charakterliche Stärke befähigt die Professoren zur wirksamen Predigt: *ad efficaciter praedicandum*. – Die besondere Gnadenerleuchtung hilft ihnen, in geeigneter Weise zu unterrichten: *ut idonee doceant legendo*. – Und durch die Festigkeit im Glauben vermögen sie die Irrtümer zu bekämpfen: *ut errorres confutent disputando*. Hier sind die drei Aufgaben des mittelalterlichen Professor dokumentiert, nämlich Vorlesung, Disputation und Predigt.¹ Freilich nahm Thomas sich an dieser Stelle nicht die Zeit, um etwa den Unterschied zwischen Predigt und Vorlesung hinsichtlich ihrer Inhalte und Intention zu markieren. Die Wortwahl suggeriert aber gleichwohl, dass von der "effektiven" Predigt (*ad efficaciter predicandum*) eine bestimmte Wirkung bei den Zuhörern erwartet wird, wohingegen die *lectio*, die "auf Idoneität" abzielt, d.h. auf die rechte Auswahl und Plausibilität im Argumentationsgang, den Lehrinhalt geordnet, erhellend und überzeugend darlegt.

Nach seiner Erkundung der *doctores* wendet sich Thomas den Hörern zu, die nach dem eingangs erwähnten Bild die Erde darstellen, die das von oben kommenden Wasser aufnimmt. Ihrer Lage nach ist die Erde an unterster Stelle (*infima*). Darüber hinaus zeichnet die Erde aus, dass sie stabil und fest liegt, und dass sie fruchtbar ist. Entsprechend haben sich die Hörer, also die Studenten, in der "heiligen Lehre" zu verhalten: an erster Stelle müssen sie demütig sein, um besser hören zu können. Hörbereitschaft setzt Demut, nicht Neugierde voraus, die im Mittelalter ein Ausdruck von Arroganz und Unstetigkeit ist. Aber ergebungsvolle Demut ist nicht alles, was die Studenten auszeichnet. Thomas setzt bei ihnen auch eine *rectitudo sensus*, wörtlich eine Richtigkeit des Sinnes, oder umgekehrt formuliert, einen Sinn für das Gerade und Richtige voraus. Der *sensus* ist Teil des Erkenntnisvermögens. Er darf nicht mit dem *intellectus* verwechselt werden, aber er bildet das Gespür, das den Intellekt umgibt. Bei einem ungenügenden oder falschen *sensus* kann die Erkenntnis nicht ihre volle Kraft entwickeln. Dürfen wir hier womöglich auch eine leise Kritik an anderen Doktoren hören, die in ihrer Lehre solche Geradlinigkeit bisweilen vermissen lassen, so dass die Studenten oder Hörer auf ihre eigene Fähigkeit der vorwegnehmenden Zustimmung oder Ablehnung zurückverwiesen sind? In jedem Fall sollen die Zuhörer nach Thomas im Unterricht nicht nur passive Empfänger sein. Ihnen steht ein Urteil über das Gehörte zu, und um dieses Urteil richtig ablegen zu können, bedarf es einer Kompetenz, einer die Erkenntnis vorwegnehmenden Intuition, um das Gehörte als richtig oder falsch „erspüren“ zu können. Der *sensus rectitudinis* lässt sich auch mit dem vergleichen, was wir als „Geschmack“ bezeichnen. Der Geschmack, der sich nicht anmaßt, über den Inhalt zu streiten, der aber die Form der Lehre als passend oder unpassend erkennt. Die dritte Qualität der Zuhörer, worin ihre "Fruchtbarkeit" zum Ausdruck kommt, ist die Fähigkeit, aus dem wenigen, was sie gehört haben, vieles "mitnehmen" zu können. Der gute Zuhörer verfügt nach Thomas über die Gabe der *inventio*. Damit meint er ein Vermögen, das in der Rhetorik eine wichtige Rolle spielt und dort auch gelehrt wird. Es ist die Fähigkeit, eine gute Rede entwerfen zu können. Und auch im Zusammenhang der "heiligen Lehre" erwartet Thomas vom fruchtbringenden Hörer, dass er mit dem Gehörten in der Lage ist, selbst zum Verkündiger zu werden: *bonus auditor ex paucis multa*

¹Vgl. *das Predigtæuvre eines jeden mittelalterlichen Professors, gerade auch in Wien des 14. und 15. Jahrhunderts! Universitätspredigten wurden im Verlauf des akademischen Jahres genauso übertragen wie einzelnen Professoren bestimmte Bücher für die Vorlesungen zugewiesen wurden.*)

annuntiet. Die Universität kann immer nur exemplarisch lehren; der Student soll danach in der Lage sein, Transferwissen zu generieren. In dieser kurzen Andeutung hat Thomas aber v.a. einen Hinweis versteckt, dass seine Hörer sich in aller Regel auf ein Predigtamt vorbereiten oder in anderer Weise seelsorgerlich betätigen werden. Damit wird das bislang vorgestellte Modell der *sacra doctrina* als umfassendes Kommunikations- und Traditionsgeschehen noch einmal verlängert: Die vermittelnde Weitergabe der Offenbarung endet nicht im Hörsaal der Universität oder bei der Prüfung, sondern sie findet dort wiederum "Multiplikatoren" vor. Anders gesagt: Selbst die "gewöhnliche" Predigt durch einen Pfarrer oder Mönch, der sich für gewöhnlich nicht mit den rhetorischen und theologischen Kenntnissen des Universitätsprofessors messen kann, fügt sich nahtlos in den größeren Lehrzusammenhang der *sacra doctrina* ein, der bei den Hörern auf die Erlangung des ewigen Lebens hinzielt.

Thomas hätte seine Erörterung an dieser Stelle, nachdem die Lehre selbst, die Lehrer und die Hörer vorgestellt worden sind, beschließen können. Aber er fügt eine vierte Betrachtung hinzu, die sich dem *ordo communicationis* widmet, also der Weise, dem Maß oder auch der Ordnung, in der sich das Vermittlungsgeschehen der heiligen Lehre vollzieht. Thomas bietet an dieser Stelle keine ausgefeilte Didaktik, die wenigen Überlegungen bergen gleichwohl bedenkenswerte Einsichten. Man könnte es in einem Satz ausdrücken und in Anspielung an ein beliebtes Zitat des Aquinaten sagen, Lehren muss sich immer dem Fassungsvermögen der Rezipienten anpassen, bzw. Erkennen geschieht immer *secundum modum audientis vel recipientis*, gemäß dem Erkenntnisvermögen des Erkennenden. Dies beginnt bereits auf der oberen Ebene: Der Verstand der *doctores* kann nicht den gesamten Reichtum der göttlichen Weisheit erfassen. Selbst wenn diese sich noch so sehr anstrengen, empfangen sie dennoch nur einen kleinen Teil derselben. Diese Reduktion der göttlichen Weisheit setzt sich auf der nächsten Ebene fort: Auch die *doctores*, zumindest die guten unter ihnen, setzen den Hörern nicht alles vor, was sie wissen oder meinen, verstanden zu haben, sondern nur das, wovon sie denken, dass es den Hörern im konkreten Augenblick nützt. Dieser Asymmetrie des Weitergebens entsprechen die grundlegenden Weisen des Besitzens; denn nur Gott alleine besitzt seine Weisheit gleichsam "natürlicherweise", anders gesagt nur er ist wirklich im Vollbesitz dieser Weisheit. Bereits die *doctores* haben daran nur noch einen Anteil; sie partizipieren an Gottes Weisheit, nicht im selben Maße wie Gott, aber dennoch *ad copiam*, also „mit einer guten Portion“. Noch weniger sind die Hörer in Besitz der göttlichen Weisheit, doch auch für sie ist er ausreichend; sie partizipieren daran *ad sufficienciam*. Und schließlich besteht zwischen Gott und dem Unterricht der Doktoren ein Unterschied hinsichtlich der Kraft jener Lehre. Während Gott seine Weisheit *propria virtute*, d.h. kraft eigenem Wesens mitteilt, ist die Weitergabe der "heiligen Lehre" durch Menschen lediglich ein Dienst (*per ministerium*) an der Selbstmitteilung Gottes und für dieselbe. Daher ist das, was die Professoren bei den Hörern hervorbringen oder bewirken mögen auch nicht ihr eigenes Verdienst, sondern es muss immer der Kraft Gottes zugewiesen werden. Deshalb wird der Lehrer der Theologie danach trachten, ein geeigneter Diener (*minister*) zu sein. Das Wissen um die größere Erleuchtung, die ihm zukommt, muss sich der Dynamik der „heiligen Lehre“ bewusst sein, die von Gott selbst ausgeht, und für die er lediglich Instrument ist. Er weiß, dass er aus sich selbst heraus dazu nicht in der Lage ist, Gottes Weisheit in die Köpfe seiner Hörer zu bekommen,

aber er darf darauf hoffen, dass seine Fähigkeit als hinreichend anerkannt wird. Damit endet der erste Vortrag des Aquinaten im Rahmen seiner *Inceptio*, dem ersten Teil der Zeremonie.

In der zweiten Predigt am folgenden Tag, im Rahmen der *resumptio*, legte Thomas eine Erklärung für den Aufbau und Plan der Hl. Schrift vor, die uns hier nicht weiter interessieren braucht. Im Einleitungsteil kam er aber noch einmal auf die Schrift als Ganze zu sprechen, der er eine ähnliche Dynamik zuerkannte, wie er sie tags zuvor der „heiligen Lehre“ attestierte. Er geht dabei eingangs der Frage nach, wodurch das Wort der Hl. Schrift wirksam (*efficax*) ist. Ihre Wirkung erhält die Schrift v.a. durch die göttliche Autorität, denn Gott selbst ist ihr Ursprung (*origo*). Da Gott die ewige Wahrheit und die Fülle allen Wissens ist, da man ihm unfehlbar glauben darf, ist auch sein Wort wirksam (*efficax*), wie der Hebräerbrief sagt: „Lebendig ist das Wort Gottes und wirksam, durchdringender als jedes zweischneidige Schwert.“ (Hebr 4,12). Ein weiterer Grund der Wirksamkeit des Wortes Gottes ist dessen Vermittlung oder Lehre. Thomas stellt in diesem Zusammenhang eine Geschlossenheit, ja Uniformität der Unterweisung fest, denn „alle, die die heilige Lehre weitergegeben haben, haben dasselbe gelehrt.“ (*omnes qui sacram doctrinam tradiderunt, idem docuerunt.*) Damit bestätigt sich unsere Auslegung des ersten *Principiums*, wo wir versucht haben, das thomatische Verständnis von „heiliger Lehre“ als ein einziges, zusammenhängendes Kommunikations- und Vermittlungsgeschehen zu beschreiben, das im Dienst der Vermittlung von Gottes Weisheit steht. Das dortige Modell wird durch diese Aussage ergänzt, welche die theologische Lehre formal in der Einheit des Gotteswortes einigt. An dieser Stelle fährt Thomas fort und führt diese Einheit und Einmütigkeit auf den einen und einzigen Lehrer, Christus zurück (Mt 23,8: *unus est magister vester, Christus*). Dem korrespondiert, dass alle bisherigen Lehrer nicht nur ein und denselben Lehrer, sondern auch einen Geist (*unum habuerunt spiritum*) haben und eine gemeinsame Gesinnung (*unum habuerunt affectum*). All dies zusammen bringt eine *uniformitas doctrinae* zustande.

In seinen *Principia* stellte Thomas die „heilige Lehre“ v.a als Prozess, als Selbstmitteilung Gottes dar, in welcher alle Akteure ihre besondere Rolle spielen. Ein anderes Erklärungsmodell wählte er zu Beginn seines berühmtesten Werkes, der *Summa theologiae*, der er eine wissenschaftstheoretische Einleitung voranstellt und worin er nach dem Wesen von *sacra doctrina* fragt. In den 10 Artikeln der ersten *Quaestio* wird versucht, eine Definition von Theologie zu erarbeiten, die sich sowohl von der Philosophie bzw. anderen Wissenschaften abhebt und die die Besonderheiten der Theologie, die hier wiederum durchwegs *sacra doctrina* genannt wird, herausarbeitet.

Eine theologische Pädagogik: im ersten Artikel stellt Thomas die Frage, ob neben den philosophischen Disziplinen eine weitere, anders geartete Wissenschaft notwendig sei. Er begründet die Notwendigkeit der Theologie mit dem Ziel des Menschen, welches er mit seiner natürlichen Erkenntnisausstattung nicht zu erkennen vermag. Damit er aber sein Leben auf dieses Ziel hin ausrichten kann, benötigt er ein Wissen, das ihm die Offenbarung und damit die „heilige Lehre“ zur Verfügung stellt.

Im zweiten Artikel reklamiert Thomas für die *sacra doctrina* den Wissenschaftscharakter. Die *sacra doctrina* sei eine *scientia*, die allerdings ihre Prinzipien nicht, wie andere philosophische Wissenschaften, aus sich selbst beweist, sondern sie von einer

anderen Wissenschaft herübernimmt, so wie etwa die Physik die Mathematik zugrundelegt und deren Prinzipien für sich übernimmt. Diese andere, höhere Wissenschaft, auf welche die heilige Lehre aufbaue, sei die *scientia Dei et beatorum*. Was Thomas im *Principium* noch als *sapientia* bezeichnete, nennt er hier die Wissenschaft Gottes und der Heiligen. Die Theologie bzw. *Sacra doctrina* sei daher eine *scientia subalternata*, eine Wissenschaft, die ihre Prinzipien, d.h. die ersten allgemeinen Grundsätze vom Wissen Gottes selbst her bezieht. Mit dieser Bestimmung der Theologie als *scientia subalternata* hat Thomas eine lange Kontroverse entfacht, auf die wir hier nicht eingehen können. Wie immer man die epistemische Plausibilität dieser Lösung einschätzen mag, sie zeigt sehr deutlich, dass Thomas die Theologie als eine Fortsetzung oder Verlängerung des Wissens Gottes verstand, was wiederum heißt, dass er für alle Offenbarungswahrheiten eine Logik und Intelligibilität postulierte. Das Modell der *scientia subalternata* bestätigt aber nochmals unseren Befund aus dem *Principium*, dass *sacra doctrina* im Wissen Gottes beginnt und seinen Willen, sich der Welt mitzuteilen, umfasst. Oder wie er im Art. 6 sagt: Die Theologie beschreibt Gott nicht, wie es sich die menschliche Vernunft ausdenken könnte, also im Rahmen einer natürlichen Theologie, die induktiv versucht, Gottes Existenz und Größe zu erhaschen, sondern *die sacra doctrina* redet über Gott so, „wie er sich selbst bekannt ist und wie er sich anderen durch Offenbarung mitteilt.“

Es würde hier zu weit führen, alle Artikel dieser ersten Quaestio der *Summa theologiae* im Detail zu beleuchten, obgleich sie eine Fülle von bemerkenswerten Einsichten enthalten. Vielleicht abschließend nur ein kurzer Blick auf den Schluss. Am Ende der theologischen Wissenschaftslehre kommt Thomas auf die Hl. Schrift zu sprechen, und er versucht sie als angemessenes, ja exklusives Medium der „heiligen Lehre“ zu verteidigen. Ihre bilderreiche Sprache, ihre bisweilen abstrusen Geschichten und der äußerst disparate Stil verbietet es eigentlich, in der Bibel ein wissenschaftliches Buch zu sehen. Thomas sieht aber gerade in dem Metaphernreichtum der biblischen Bücher die Würde der Hl. Schrift begründet. Denn das Bild erlaubt es, dass die Botschaft sowohl von Gebildeten als auch von Ungebildeten erkannt werden kann. Und es erinnert daran, dass der Metapher eine Dynamik eignet, die die größere Realität hinter dem sprachlichen Mittel eröffnet. Die Aufgabe des Theologen ist daher Schriftauslegung, immer wieder geduldiges, am Text orientiertes Erschließen der Wörter, Sätze, Bilder und Bedeutungen, die in ein je besseres Verstehen des Wissens Gottes zurückführen sollen. In diesem Erschließungsprozess sah Thomas das Wesen von *sacra doctrina*, die Umsetzung dessen was er programmatisch zu Beginn seiner Lehrtätigkeit darlegte. Solche Lehre hatte eine theoretische und eine praktische Dimension: eine theoretische, weil er wissen wollte, was Gott wie und warum denkt, und eine praktische, weil das Ziel des Menschen, das Gott in seinem Vorauswissen verfügt hat, das ewige Leben ist, nach dem sich nur der ausstrecken kann, der davon gut unterrichtet ist.